

ds Chlapperläubli

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 10

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Erscheint alle 14 Tage. Beiträge werden vom Verlag der „Bernener Woche“, Neuenengasse 9, entgegengenommen.

Frühling 1929.

's ist mit dem Frühling sonderbar
In diesem Jahr bestellt,
Es harzt und friert und wird scheint's nie
Mehr warm auf dieser Welt.
Frau Sonne findet sie und da
Iwar erdenwärts den Rank,
Doch ist sie müde, matt und schwach
Und scheinbar — grippekrank.

Die Frühlingslüftchen allesamt
Sind bissig, kalt und rauh,
Und mit der Vegetation
Da steht erst recht es flau.
Von Frühlingsblumen, rot und blau,
Gibt's nirgends eine Spur,
Eisblumen gibt es hie und da
An vielen Fenstern nur.

Der Jüngling, dem im Märzen sonst
Das Herz zu schaffen macht,
Auf Grippe-Propylaxe ist
Er heute nur bedacht.
Er hütet vor dem Grippekeim
So Nase, wie den Mund,
Und findet, selbst das Küssen sei
Mitunter ungesund.

Die Maid, die abgehärtet ist,
Von wegen Mode sehr,
Die findet, daß das ganze Ding
Nicht so gefährlich wär,
Hüllt sich in ihren Seidenstrumpf
Und regt sich gar nicht auf:
Das „Frauenstimmrecht“ kommt ja doch
Von selber in den Lauf.

Ursulus.

E gspässige Kur.

Dir möget ech gwüß no hinne, daß ich
ech da verwiße vo neren alte Bärnerdame
brichtet ha, wo mer das lustige Gschichtli
vo der alte Gutschn erzelt het.

Henu, mit der gliche han ig o eis Mal
über das denn grad neu erschiene Buch vom
Herr vo Tavel: „Veteranezyt“ brichtet. I
däm prächtige Bärnerroman chöne befannt-
lech zwee Offizier — und zwar Napolitaner-
veterane —, es lustigis jungs Töchterli, ds
Carlotta, und so ne merkwürdige Gutschn
und Gärtner — abefalls Napolitanerveteran
— als Hauptgestalte vor.

Afin, der Dame het jiz di heimeligi „Vete-
ranezyt“ ganz bsunders zuegeit und gfallt,
wil sie dadrinn verschidnt Züg us ihrer Ju-
gendsyt — vo deren i ja ds sälb Mal gseit
ha, sie syg gar e gfreuti gfi — het chönnen
umenerkenne.

Ihre Papa isch nämlech o „Napolitaner“
gfi und si het mer erzellt, si heigen o so
nen originale Gutschn und Gärtner gha. Und
sie wär also de ds Töchterli gfi.

Item, mit dem Bänz isch das Zümpferli
noch rächt guet uscho, wenn er scho mängisch
echly groblocht und bärhüssig isch gfi. Be-
grüßet, er isch halt so nen usdiente, vom Labe
geng echly umegschüttlete Soldat gfi, und fettigi
in halt alben ehnder chly ruuch.

Wo-n-ihm ds Bänz einisch zuegrüeft het:
„Bänz, pußet mer myni Schueh!“ het er nume
brummlet: „Bi nid da für ds Whybervouch!“
und isch wyters tschaargget. I de dennzumalige
Zyten und Verhältnis (Dir müecht nid ver-
gässe, daß das äbe vor mene halbe Jahr-
hundert gfi isch!) isch das ehnder e gräh-
lech Antwort gfi. Im Großen und Ganzen
isch aber der Bänz doch rächt e guetmütige

Bursch gfi und het's, wi gseit, mit dem Ste-
phanie rächt guet chönne.

Henu, einisch wo-n-es büre Hof louft, gseit
es, daß der Bänz grählech hümpet.

„Eh Bänz, was fähst ech, daß der eso
hümpet?“, fragt es.

Der Bänz blybt stah und luegt ume: „D
i ha da öppis ungermachen am Fueß — we-
der es guetet im de scho ume!“

„Eh nei, zeiget! Tuet's ech weh?“

„Im, es passiert! Es iheret haut scho chlei!“

„Zeiget mer, villicht chan ig ech echly hälfe!“

Iz luegt der Bänz das Zümpferli, wo sech
so aglägetlech für sjs Bobo intressiert, halb
lustig, halb verwunderet a, isht aber doch
uf ne Bank vor der Remisen und macht sech
drabi, sy lingg Schueh abzizieh. Du het er
der Fueß uf ds rächte Cneu und luegt mit
blinzligen Duge, was ächt d'Zümpfer Fanny
derzue sägt. Es isch e grählech Wunden uf
der Fueßhohle gfi, ganz giechtig und voll Eiter,
so daß me fahs nid het dörse luege. Izh wyte
sech di chlyne Chrälltüngli vom Stephanie zu
erschrodene Bollouge, so guet si's chönne —
aber ds Mitleid mit dem Bänz chunnt doch
obenuf.

„Eh dir Arme“, meint es, „das tuet ech
gwüß grählech weh! Da Eiter mueß furt,
sünich git das no ne bösi Gschicht.“

Daß es grad di gliche Wort seit, wo
d'Mama einisch bi mene Bobo vo ihm het
la verlutet, weiß der Bänz natürlech nid. Nes
sälber isch was gisch was behs i ds Hus
und i di wyhtäfereti Aestuben yne gstimmt,
het dert di rächt Schublade vom bruune,
schön glänzliche Buffet vüezoge, es silberigs
Cafelöffeli a filet usgeschrisse — und gab
daß der Bänz nume Zyt gha het, sech z'binne,
was das ächt iz gäbi, isch es scho ume da
gfi — wi der Blyz isch das gange!

Du isch es mit dem silberige Löffeli i di
grütlechi Wunden yne, und het se puht dermit.
Mängs anders hätti grad en Ohnmacht über-
scho, wenn es di radikali Kur mitagluet hätti.
Der Bänz isch aber scho ganz anderi Sache
gwanet gfi, so daß ne das nid wyters usgret
het, und ds Fanny isch gar bi der Sach gfi
und het a nit anders dänkt als a d'Heilung
vo ds Bänzes Wunde.

„So, iz isch es emel suber! Izh fött me
no ne Compresse mache. Heit der grad e
Naselumpe, Bänz?“

Da het so öppis wi ne Naselumpe vüer-
bracht.

I ha da ihne, Jungfer Fanny, weder
er isch äbe nid grad subere! Me manglet me-n-
auwäg no chly ga z'füechte!“

„Henu, so gäbet!“

Dermit gumpet ds Stephanie zum Brunnen
und schwänkt da Naselumpe, bis es im echly
besseret het mit der Süberi. Nachhär geit es
wieder zum Bänz züd und bindt ihm da
Lumpen um sy chrank Fueß.

„Mh“, meint da, „das tuet guet!“

„So, iz leget eue Sode wieder a und der
Schueh!“ befiehlt da „Dokter“.

„Und da Abe, wenn der i ds Bett ganget,
machtet der e früschi Compresse; de chunt's de
scho wieder guet!“

Der Bänz steit uf.

„Dankeiget, Zümpfer Fanny!“ meint er
ändlech. Ds Fanny aber geit no einisch zum
Brunnen und schwänkt das Löffeli. E isch
numen es Glüd gfi, daß es niemereim vo der
gspässige Kur mit dem silberige Löffeli erzellt
het, o wenn es sech keines Unrächts bewußt gfi
isch, wil es ja würtlech nit Böses het welle
mache — aber sünich hätti d'Mama e Zytlang
e keim Löffel meh trouet.

Wo ds Stephanie, über sy gueti Lat höh-
lechsch befriedigt, wieder i Hof use gümperlet
isch, steit der Bänz geng no da umenand.

„Jungfer Fanny!“, rüeft er ändlech, so chly
verläge, „we der de öppe grad niemere hilt
für eui Schueh z'puße, so gäht mer je de nume!“

Michael Stettler.

Anekdote.

Wie Mohammed dazu kam, den Wein
zu verbieten.

Der Prophet Mohammed war kein Kopfhän-
ger. Wieo er, der frohe Lebensgenießer, dazu
kam, seinen Anhängern das Weintrinken zu
unterlagen, das schildert ein alter Reisechrift-
steller folgendermaßen:

Einst kam der Prophet in eine Ortschaft, wo
man eine große Hochzeit beging. Was lag näher,
als den berühmten Gast zum Festmahl zu bitten?
Da sah Mohammed, wie die Gäste aus silber-
nen Gefäßen einen roten oder gelben Saft
tranken, darüber fröhlich wurden, einander um-
armten und sich küßten. Auf allen Gesichtern lag
helle Freude. Da segnete der Prophet den Trank,
der nichts anderes war als Wein, den griechische
Kaufleute ins Land gebracht hatten. Durch
Berufsgeschäfte genötigt, konnte Mohammed das
Ende des Festmahles nicht abwarten, sondern
er mußte vorzeitig aufbrechen. Er bestieg seinen
Schimmel und sprengte, von den Gästen der
Hochzeitsgäste begleitet, von dannen. Als er am
anderen Tage zurückkam, sah er zu seiner Ver-
wunderung die meisten Leute mit verbundenen
Köpfen herumlaufen. Mehrere hatten große
Schrammen im Gesichte. Drei lagen, am ganzen
Körper zerhackt, zu Bette und machten den
Ärzten viel zu schaffen. Und als Mohammed
beim Hochzeitshaufe anlangte, fand er Fenster
und Türen zertrümmert und in den Zimmern
viele Scherben zerstreut. Erschreckt fragte er, wie
das alles gekommen sei, nachdem er doch die
Hochzeitsgesellschaft in der größten Fröhlichkeit
gesehen. Da erwiderte ein alter Mann: „Herr,
das ist vom Wein gekommen. Als die Leute
immer mehr tranken, wurden sie in den Köpfen
derart verwirrt, daß sie einander nicht mehr
kannten. Sie fingen an, aufeinander loszuschla-
gen. O, der Wein ist ein böser Trank, ein
Betrüger, der Freude verspricht und Herzeleid
bereitet.“ Da ergrimmte der Prophet im hellen
Zorne, nahm seinen Segen über den Wein zurück
und verfluchte ihn als ein Teufelsgetränk. Und
als er den Koran schrieb, setzte er den Fluch in
dieses Buch und drohte jedem, der das Verbot
übertreten würde, die Höllestrafe an.

Humor.

Ein Bauer der ein gewaltiges Gebiß hatte,
wollte sich beim Dorfbar einen Stodszahn
ziehen lassen. Der Barbier traute seiner Sache
nicht recht und gab seinem Lehrbuben eine Nadel
mit dem Bemerkten, er solle damit im Augen-
blicke der größten Kraftentwicklung dem Bauer
herzhaft in den — Hintern stupfen, er glaubte
damit, den Schmerz etwas abzulenken. Nach der
gelungenen Operation griff der Bauer so lang-
sam an seinen Unausprechlichen und sagte:
„Da Morgelandsiech hed jeh au e längi Würze
g'ha.“

„Ihre Tochter hat große Fingerfertigkeit, aber
im Spiel liegt keine Seele!“ — „Das sage ich
ihr auch immer — sie muß das Pedal treten.“